

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 38.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(11. Fortsetzung.)

Nun folgte eine Pause, dann fragte der Bossirer: „Habt Ihr aus dem, was ich vorlas, nicht gehört, daß von diesem . . . Medikament klingt besser . . . von diesem Medikament keine Spuren im Körper zurückbleiben?“

„Um, das ist leicht glaublich, weil es im ganzen doch nur ein Absud ist,“ stimmte der Spanier bei und setzte dann hinzu: „Ob's tödtlich wirkt, weiß man nicht.“

„Freilich tut es das,“ besserte Zecco. „Einem Hunde oder einer Katze davon unter die Haut gespritzt, tötet sie im Verlaufe weniger Minuten.“

„Ja, ja, ich entsinne mich . . . hatte über etwas nachzudenken, was mich sehr in Anspruch nahm, deswegen gab ich wenig Acht auf Eure Vorlesung . . . und aufrichtig gestanden, ich hielt die Sache für das, was die Amerikaner Humbug nennen. Wie kam die Mistreß dazu und wer ist sie überhaupt?“

„Fragt mich, wer sie hoffentlich werden wird? Dann sage ich Euch . . . meine Frau. Ist das Euch genug?“

„Hinreichend,“ antwortete der Spanier. „Die Sache scheint mir wert, um zwischen uns verhandelt zu werden. Ihr wünscht doch das . . . nicht?“

„Getroffen.“

„Morgen ist auch ein Tag, reden wir morgen davon.“

Sie gingen nach der Restauration, einer der besuchtesten am Strand, deren untere Räume nur von der jungen Welt besucht werden, die des ersten Stodes dagegen, fein dekorirt, zur Aufnahme der gut situirten Herrengesellschaft, wie Kaufleute, Anwalt, Pensionärs und Fremde dienten. Damenbesuch ist hier nie zu finden, man würde das als einen Verstoß gegen die gute Sitte betrachten. War Sir Thistwood, der Sekretär der königlichen Kammer, dem Geschäftsführer der tardinischen Galerie auch vom Ansehen bekannt, so wurde diese Bekanntschaft doch erst am heutigen Abend zu einer gewissen Annäherung gebracht.

London trug damals eine sehr seltsame Physiognomie. Das altbekannte steife zugewöpnfte Wesen des englischen Volkes in seinen höchsten wie niedrigsten Schichten hatte eine Umwandlung erfahren, welscher man mit Recht das Prädikat „außerordentlich“ beilegen mußte. Der Prozeß gegen Königin Caroline fünf Mo-

nate, vom 6. Juni bis 10. November dauernd, war der standalöseste Vorgang, wie dergleichen noch niemals einem Volke von seinem Könige vorgespielt wurde und die ganze zeitgenössische Welt mit Ekel und Abscheu erfüllte. Fremde kamen in Unmassen nach London, um Zeugen dieses schändlichen Prozesses zu werden und die so sehr gegen den englischen Gebrauch, das abendliche Wirtshausleben, wie es auf dem Festlande, namentlich in Deutschland heimisch ist, als Ungebühr anzusehen, die dem Familienleben schweren Schaden zufügen, würde bei längerer Dauer dieses Zustromens Fremder sich vielleicht in der englischen Hauptstadt eingebürgert haben, besonders da es dem niederen Volke ungemein wohl gefiel.

Wie schon erwähnt, besaß König Georg der Vierte nicht des Volkes Liebe, und dieses gab sich alle Mühe, ihm jeden nur denkbaren Beweis der Nichtachtung zu geben. Der Königin dagegen sollte man die möglichsten Ehrenbeweise. Wenn sie früh von ihrer Wohnung Brandenburg-House in offenem Wagen, in großem Staat, von sechs Pferden gezogen und mit den zwei Bedienten mit den langen silberbeschlagenen Köcken hinten aufstehend, ausfuhr, begrüßte das Volk sie mit weithin schallenden Hurrahs, aber am lautesten waren diese — wenn sie mit dem Rücken nach Carlton-House, wo ihr Gemahl, der König, residierte, gefehrt — durch Pall Mall über den Waterloo-Platz ihren Weg nahm. Das Volk sah in ihr eine Heldin, die sich kampfmütig ihrem unversöhnlichen Feinde gegenüber stellt, denn in der Tat gehörte ein Mut ohne Gleichen für eine Frau und namentlich für eine so hochstehende Frau dazu, sich durch einen sie angestellten Prozeß, so schmutzig derselbe auch war, nicht einschüchtern zu lassen. Sie hatte im Parlamente ihre eigene Loge neben der Barré (Gerichtsschranke) zur Seite ihrer Verteidiger Mr. Brougham und M. Donnan.

Das Haus der Lords bot damals (vor dem Brande) einen höchst interessanten Anblick dar. Die altertümlichen Tapeten stellten den berühmten Armadasieg vor. Die Vernichtung jener sogenannten unüberwindlichen spanischen Flotte, die Philipp II. 1558 gegen Elisabeth Königin von England schickte, um die Engländer zu katolisiren, zu welchem Zwecke diese Armada nicht nur 30 000 Seesoldaten und Matrosen, sondern auch einen Groß-

inquisitor, 180 Geistliche und Bezerrichter am Bord hatte. Die Engländer waren selbstverständlich begeistert, wenn sie diesen Armadasteg, der Spaniens Macht gebrochen, anschauten; die Fremden bewunderten die Kunst an diesen Tapeten und alles das, was sie in diesem Saale oder Hause sahen. Die Galerien waren dicht besetzt, wie auch eine ungeheure Volksmenge das Haus umwogte.

Die hohen Lords, die Richter ihrer Königin, saßen auf ihren amphitheatralisch erhöhten Scharlachsitzen, zumteil die Hüte auf den souverainen Köpfen, sie erhoben sich nur, wenn die Königin eintrat. Welche Schau! In Mitte dieser Versammlung stand der Präsidententisch, auf ihm die Cassette, in der der grüne Beutel lag, welcher Bill's (Gesetzesvorschläge), königliche Botschaften, Anträge u. s. w. in sich schloß, und um diesen Mittelpunkt reiheten sich zehn Scharlachsitze, der des Präsidenten Lordkanzler mit neun Overtürkern, alle in ihren altertümlichen Trachten und bebuderten Perrücken. In eben solchen Talaren und Perrücken erschienen an der Barre von der vierten Seite der Attorney-General und der Solicitor-General, Sir Robert Gifford und Sir Copley und von der andern Seite, wo die Königin mit ihrer Freundin, Lady Anna Hamilton in ihrer Loge saß, deren beide Verteidiger Mr. Brougham und Mr. Donnan.

Wenn irgend ein Sturmwetter wütet, das in verschiedenen Richtungen sich austobt, so hat es jedenfalls täuschende Ähnlichkeit mit der Redeschlacht, welche in diesem Hause zum Austrag kam und die man ein Bedientenduell nennen kann, weil diese Klasse Leute für und wider die Königin zum Worte aufgefordert wurden. Welche Dinge kamen hier zur Sprache! Und welche Ueberflutung von Schmach traf dadurch das Ministerium! Wie tief sank die königliche Partei in den Augen des englischen Volkes, und weil dies der Fall war, so konnte auch der hochbetagte, würdige Lord Erskine ohne jede Widerrede im vollen Parlamente und vor allen denen, welche die Tribünen bis zum Erdriicken gefüllt hatten, die Erklärung abgeben: „Der Prozeß hat begonnen mit Bestechung, ist fortgesetzt worden mit Eidbruch und wird, wenn er triumphiren sollte, der Triumph schändlicher Ungerechtigkeit und Grausamkeit werden.“ Und nachdem er diese Erklärung wiederholt hatte, als sei er bestrebt, sie allen Zuhörern ins Gedächtnis und in die Herzen einzuprägen, fügte er als Motivierung hinzu: „daß die sämtlichen Aussagen nicht hinreichend seien, die Beschuldigung gegen die Königin aufrecht zu erhalten und daß eine offenbare Konspiration durch den ganzen Körper der Beweisführung hindurchleuchte, die eine intelligente Jury mit Berachtung zurückweisen werde.“

Dieser schändliche Prozeß machte das Sommervergnügen der vornehmen Lordsfamilien und der Londoner im Jahre 1820 aus... es war traurig genug. Die Königin gab keine Festins; obwohl sie gern ausfuhr, bemerkte wohl jeder an ihr den Ausdruck tiefer Verstimmung. Wie hätte das auch anders sein können in so erdrückenden Verhältnissen, in denen einzig und allein die Herzogin Hamilton ihr als treue Trösterin zur Seite stand!

Der September setzte in seiner ersten Woche die schönen, warmen Augusttage fort, die vornehme Welt fuhr in der Mittagsstunde im Hydepark spazieren, Herren und Damen in großem Staat... die Königin fehlte nicht in dieser großen Gesellschaft, aus der sie sich jedoch bald entfernte und mit der Herzogin nach deren Wohnung fuhr.

„Man wird glauben, du befändest dich unwohl,“ äußerte Lady Hamilton.

„Daß sie glauben, was sie wollen, es kümmert mich wenig,“ entgegnete die Königin. „Habe ich denn kein Recht, Herrin meines Willens zu sein? Glaube mir, Anna, es macht mir kein Vergnügen, die Augenweide dieser übermütigen Lady's zu sein. Ich kenne alle von ihnen, die mir wohl wollen, aber ich kenne auch die, welche sich freuen würden, wenn es eines Tages hieße: die Braunschweigerin hat den Prozeß und somit ihre Ehre und den Anspruch auf ihre königliche Würde verloren.“

„Das wird nie geschehen!“ rief die Herzogin lebhaft.

„Wer hat dir das verbürgt?“

„Brougham,“ lautete die Antwort. „Er sagte mir, daß er, ehe es dahin komme, den König vor Gericht fordern werde.“

Die Königin schwieg, nach einer Weile, in der sich ihre Aufregung sichtbar gemindert hatte, fragte sie: „Wo sind deine jungen Lady?“

„Sie arbeiten.“

„Und was?“

„Oh, sie üben sich im Sticken.“

„Führe mich zu ihnen, Anna.“

Dieser Forderung war nicht zu widersprechen, die Herzogin schritt voran, die Königin folgte. Im letzten Zimmer eines Korridors, dessen Türe ein in der Nähe sich befindender herzoglicher Lakai rasch öffnete, standen zwei junge Damen und Mistreß Lucie um einen viereckigen Tisch, auf dem eine Tapissier-Arbeit ausgebreitet lag, an der sie fleißig arbeiteten. Es waren die Nichten der Frau Herzogin, welche sogleich der Königin entgegen eilten und sie mit Handkuß begrüßten.

Die hohe Frau klopfte ihnen freundlich die Wangen und sagte mit vieler Herzlichkeit: „Gute Kinder... gute Kinder!“... die beiden jungen Damen betrachtend, äußerte sie gegen die Herzogin: „Aber wie blaß sie sind! Du mußt darauf halten, Anna, daß sie sich Bewegung machen. Nun, dafür will ich sorgen. Lord Fermor hat mir seine Schimmel-Ponny zum Kauf angeboten, weil sie mir sehr gefallen. Allerliebste Tiere, lammfromm und ausgezeichnet geschult, heute noch schicke ich sie her... das Reiten wird euch wohl bekommen, Kinder, und ist für englische Damen eine Forderung nobler Erziehung.“

„Du bist stets die Güte selbst gegen die Kinder,“ erwiderte die Herzogin sich verbeugend.

Die Königin trat derselben ganz nahe und sprach halb laut: „Meine gute Anna, wer wie ich in seiner Jugend so unglücklich gewesen, nicht zu wissen, was eine innige, das Kindesherz erhebende Vater- und Mutterliebe ist, und nur stets daran erinnert wurde, eine geborene Prinzess zu sein, der hat das volle Recht zu behaupten, daß ihm der Sonnenschein von Anfang an gefehlt hat... und er fehlt mir heute noch.“ Nach einer Weile, in der sie ihre Augen zu Boden gesenkt hielt, fügte sie ihrer Aeußerung hinzu: „Ich habe weder in meiner Heimat auf dem Festlande, noch hier in England Liebe und Güte bei denen gefunden, wo ich der Natur nach sie hätte finden müssen. Dieser Mangel hat mich verdorben... ich werde dahin gehen, ohne mehr geworden zu sein, als eine geborene Prinzess.“ Ein unterdrücktes Lachen zog über das Gesicht der Königin; aber es war ein zorniges, ihre Züge zeigten den abschreckenden Ausdruck einer Aufregung, welche sie nicht zu beherrschen vermochte.

Die Herzogin ergriff ihre Hand und flüsterte ihr zu:

„Um's Himmelswillen, teuerste Freundin, diese Stimmung ist ja entsetzlich! Wohin verirrst du dich!“

Die Königin legte die Hand an die Stirne, verharrete einige Sekunden in dieser Stellung, und als sie die Hand herabgleiten ließ, schien sie so ruhig zu sein, als wenn nichts in der Welt sie betrübt hätte. Diese Kunst der Beherrschung hatte sie erst durch den Prozeß erungen, welchem sie in jeder seiner Sitzungen beistand. Um dies zu können, mußte sie sich eine Ueberwindungskraft zueignen, welche durchaus nicht in ihrem geistigen Vermögen lag, sondern nur im Zwange der Umstände existierte und daß sie das vermochte, verschaffte ihr in den Augen des Volkes gewissermaßen einen Heiligenschein. Mit einer Ruhe, die unerschütterlich blieb, hörte sie die schandbaren Aussagen der Belastungszeugen an, die zum größten Teile erkauft waren, wo der ehrwürdige Lord Erskine unverholen ausgesprochen.

Auch jetzt zeigte sie eine solche Ruhe, während ihr Blick unverwandt auf Mistreß Lucie haftete.

„Wer ist diese Person?“ fragte sie die Herzogin.

„Mistress Lucie, eine deutsche Lehrerin, mir durch Mistreß Stanhope sehr angelegentlich empfohlen.“

„So? Und woher aus Deutschland?“

„Hannoveranerin, Majestät,“ antwortete Lucie mit tiefer Verbeugung.

„Eine Landsmännin also?“ Die Königin fragte nicht weiter; aber sie nickte ihr freundlich zu und sich zur Herzogin wendend richtete sie an diese die Aufforderung, in den nächsten

Tagen mit den beiden jungen Lady's und Mistress Lucie bei ihr in Brandenburg-House sich einzufinden. Zudem die Königin sich noch mit den Nichten ihrer Freundin unterhielt, hatte Lucie hinreichend Zeit, die Erscheinung dieser hohen Dame in ihr Gedächtnis aufzunehmen.

Sie war keine Schönheit, weil ihr die Anmut mangelte. Ihr Gesicht war wohl als hübsch zu bezeichnen, aber der Gesamtausdruck desselben hatte nichts Sanftes, nichts Seelisches, trotz ihrer schönen Augen und ihrer blonden Haaren, die ihr den Anhauch des Jugendlichen erhielten. Ihre hellen Augenbrauen minderten jedes Hervortreten von Intelligenz, sie verflachten gleichsam die Gesichtsform, die durch ein wenig Dunkelblond sicher gehoben worden wäre. In ihrer Mädchenzeit verwischte die Jugend freilich diesen Mangel an dunkler Färbung; aber in den späteren Jahren machte sich das Verschwinden der Stirnpartie mit den übrigen Teilen des Gesichts doch unangenehm und auffällig. Aus ihrer Kinderzeit war ihr nur etwas unverändert geblieben, obwohl sie bereits das fünfzigste Lebensjahr über-

schritten hatte, ihre schöngeschnittene kleine Hand. Ihre Gestalt konnte keinen Anspruch auf angenehme Formen machen; aber sie war kräftig.

Nur selten lagerte auf dem Antlitz der hohen Frau der Sonnenschein eines heiteren Lachens, selbst in ihrer ersten Jugendzeit war diese Erscheinung meist nur mit Spott gemischt. Mit Haß und Verachtung betrachtete sie alle die Personen an ihres Vaters Hofe, denen die äußerste Strenge in betreff ihrer bei ihrer Erziehung vorgeschrieben war, und welche diese Vorschrift auch getreulich erfüllten. Als sie an den Prinzen von Wales verheiratet wurde, führte das Schicksal einen ihr Lebensglück zertümmenden Keulenschlag aus, der zweite Schlag, der sie traf, war der Tod ihrer mit dem Prinzen Leopold (dem späteren ersten König der Belgier) vermählten Tochter Charlotte, die mit vollem Herzen an ihr hing. Der dritte wohlberechnete Schlag gipfelte in dem Schand-Prozesse, der das englische Volk gegen ihren Gemahl so sehr erregte und nun seinem Ende zuschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Darwinismus als Weltanschauung.

Von C. Schleifen.

Am 6. Mai dieses Jahres ist der Mann gestorben, der einem ganzen Jahrhundert das Siegel seines Geistes aufgedrückt und der nicht nur der ganzen Wissenschaft eine neue Richtung vorgezeichnet, sondern auch mächtig dazu beigetragen hat, die religiösen Vorurteile zu zerstören und den Geist der Kritik neu und kräftig zu beleben.

Mit ihm hat die Welt einen Mann verloren, dessen Name stets unter den ersten und besten glänzen wird, dem es aber auch trotz der lebenswürdigsten Charaktereigenschaften doch nicht an Feinden und Neidern aller Art gefehlt hat, der namentlich von Seiten der Autoritätsgläubigen jedes Landes und Standes mit unglaublichem Eifer verketzert, verlästert und als Urheber der verderblichsten, gottlosesten Irrlehre verflucht wurde und noch wird, den jedoch alle, die ihm persönlich oder geistig näher standen, als Menschen wie als Gelehrten, als Naturforscher wie als Philosophen aufrichtig bewunderten und hochschätzten.

Der Kern seiner Lehre gipfelt bekanntlich in der Erkenntnis, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der tierischen und pflanzlichen Formen, welche unsern Erdball bevölkern, nicht das Werk eines Schöpfers ist, der sich damit beschäftigte, heute einen Polypen morgen einen Fisch, übermorgen einen Affen oder einen Menschen zu schaffen, sondern das natürliche Resultat der Wirkung physikalischer und chemischer Kräfte, welche Jahrtausende und Jahrtausende hindurch tätig waren und zuerst einfachste, strukturlose Organismen, dann Zellen hervorbrachten, aus welchen durch Vereinigung, Differenzierung und Anpassung an die sich allmählich verändernden geologischen, beziehungsweise kosmischen Bedingungen das reiche, sich nach und nach immer höher steigende organische Leben kontinuierlich entwickelt hat. Der Mensch, welcher von jeher bestrebt war, sich als ein besonderes, weit über das Tierreich erhabenes Wesen zu betrachten, hat ganz denselben Ursprung gehabt wie alle andern Tiere. Der Mensch und der Affe entstammen derselben gemeinsamen niederen Tiergattung, welche nach verschiedenen Richtungen hin divergierend in ihrer Weiterentwicklung einerseits zum Affen, andererseits zum Menschen gelangte.

Vor dem Auftreten Darwins hatten Ateisten und Materialisten einen schweren Standpunkt gegenüber der Frage: „woher kommt es, daß die Tiere und Pflanzen so zweckmäßig eingerichtet und ihrer Umgebung so bewundernswürdig angepaßt sind?“ Darwin hat gezeigt, daß diese Organisation lediglich eine Folge der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um die Existenzbedingungen und das Resultat natürlicher Ursachen ist, zu

welchem Prozeß weder ein menschenähnlicher Schöpfer noch ein „Schöpfungsplan“ nötig war. Die Anhänger der Bibel glauben, daß jede Pflanzen- und Tierform vom Schöpfer besonders erschaffen worden sei und daß aus einer schon vorhandenen Art keine neue gebildet werden könne; dem gegenüber wissen die Aufgeklärten, daß die Arten sich umwandeln und daß heute noch durch langsame Verwandlung im Verlaufe vieler Generationen neue Arten aus schon vorhandenen entstehen. Man kennt ganze Gruppen von versteinerten Tierresten, die in Reihen geordnet die unzweifelhaften Uebergangsformen von einer Art in eine andere von ihr verschiedene Tierart erkennen lassen, und was in der Vergangenheit stattfand, findet auch heute noch statt. Unzählige Pflanzen- und Tierarten verändern ihre Formen so stark, daß man sie kaum mehr in „Arten“, d. h. in scharf abgegrenzte Gruppen einteilen kann. Deshalb können auch die Naturforscher der alten Schule gar nicht einig darüber werden, welche Pflanzen- und Tierformen sie als Arten und welche sie als bloße Rassen und Varietäten auffassen sollen.

Den Grundgedanken des Darwinismus: daß das organische Leben auf unserer Erde auf natürlichem Wege aus dem Unorganischen entstanden und zu immer vollkommeneren Formen sich entwickelt habe, ahnte man schon lange, denn das abgeschmackte Märchen vom Paradies und der Arche Noah konnte natürlich denkende Menschen nicht befriedigen. Nur das „Wie“ konnte man sich nicht erklären; schon die Philosophen des Altertums huldigten dem Entwicklungsgedanken und in neuerer Zeit waren es namentlich Goethe und Lamarck, welche denselben wissenschaftlich förderten und zu begründen versuchten. Aber das Verständnis dafür war noch nicht gekommen, und es bedurfte erst der angestrengten Arbeiten und empirischen Forschungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, ehe Darwin mit seinen während einer Reihe von mehr als 20 Jahren gesammelten Beweismitteln auftreten und im Sturmschritt die ganze Welt erobern konnte. Von den Alten mit Kopfschütteln und von den Theologen, welche ja alles Neue verabscheuen, mit Haß und Verachtung empfangen, wurden dagegen die darwin'schen Theorien von der jüngeren Generation der Naturforscher mit um so größerer Freude empfangen und fanden namentlich im denkenden Teile des Volkes rascheste und allseitigste Verbreitung.

Wenn auch die Männer der Revolution dem Volke seine Mündigkeit absprachen und Gott wieder in seine alten Rechte einsetzten, wirkten doch die antiautoritären Lehren Voltaire's und

der Encyclopädisten unter dem Volke fort und nach den wuchtigen Schlägen, welche in unserm Jahrhundert Strauß und Feuerbach dem Dogmen- und Wunderglauben versetzten und nach der erfolgreichen Popularisirung der Wissenschaft durch Vogt, Moleschott und Büchner war es kein Wunder, wenn sich der

Welt ein skeptischer Geist bemächtigte und das Volk nach reellerer Speise verlangte, als sie die altersschwache, in Zerfetzung übergegangene Kirche zu bieten vermochte. Dies der Grund der so raschen Ausbreitung des Darwinismus. Wenn wir nämlich bedenken, daß vom 17. Februar 1600 Giordano Bruno verbrannt wurde — warum? weil er die heute allgemein anerkannte topernikanische Lehre, daß sich die Erde um sich selbst und um die Sonne dreht, verherrlichte und an der unbesleckten Empfängnis der Jungfrau Maria und an der Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut Christi zweifelte! wenn wir bedenken, daß 100 Jahre nach Kopernikus Tode Galileo Galilei vor der Inquisition knieend dieselbe Lehre abschwören mußte*), so haben wir gewiß alle Ursache, uns darüber zu freuen, daß auch die Gedanken schnellfüßiger geworden sind in dem Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität. Denn erst 23 Jahre sind verflossen, seitdem Darwins epochemachendes Werk über „die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein“ erschienen ist, ein Werk, welches seinen Verfasser ebenbürtig an Kopernikus' Seite stellt — und schon ist der Kern des Darwinismus das Gemeingut aller denkenden und ehrlichen Leute. Ich sage: der ehrlichen Leute, denn seit einigen Jahren macht sich in gewissen Kreisen eine auffallende Abneigung gegen die darwinistischen Lehren geltend, und es gibt Leute genug, welche, früher entschiedene Darwinianer, jetzt gegen diese Weltanschauung zu Felde ziehen, ohne daß jedoch in letzter Zeit ein wissenschaftliches Argument dagegen beigebracht worden wäre.

Dieses Verläugnen für wahr gehaltener Lehren und Grundsätze von Seiten gewisser Leute datirt von der münchener Naturforscherversammlung im Jahre 1877, wo Virchow**) sich nicht scheute, auf die gefährlichen Konsequenzen hinzuweisen, welche der wissenschaftliche Radikalismus in den Köpfen des Volkes erzeugen könnte, und es wird wohl nicht zu viel gesagt sein, wenn man Leute, welche Lehren und Grundsätze, die sie selbst in ihrem Innern für wahr halten

müssen, verleugnen, bloß weil sie zu unliebsamen Konsequenzen führen, nicht grade ehrlich nennt.

Durch den Kampf um's Dasein, der teils aus dem Mißverhältnis der Menge von Lebewesen zu den Mitteln ihres Bestehens, teils aus der für das Bestehen überhaupt folgenden



Notwendigkeit der Vernichtung von Lebewesen unter einander sich ergibt, werden hauptsächlich die unvorteilhaft ausgestatteten Wesen vernichtet. Da es vergebliche Mühe wäre, den in der Natur herrschenden Kampf um's Dasein zu leugnen, so suchen die herrschenden Klassen denselben in das politische und soziale Leben hereinzuziehen und ihn für die wenig befriedigenden Zustände innerhalb der menschlichen Gesellschaft verantwortlich zu machen.

*) Galilei soll, unmittelbar nachdem er sich aus seiner knieenden Stellung erhoben hatte, ausgerufen haben: Und sie bewegt sich doch! — nämlich die Erde.

**) Virchow selbst ist Ateist und von der Wahrheit des Darwinismus so fest überzeugt wie Darwin selbst.

„Ihr seht es ja,“ pflegen sie mit bedauerndem Achselzucken dem Hinweis auf die herrschenden Uebelstände zu erwidern: „Ihr seht es ja, wir stehen unter der Herrschaft des unerbittlichen Naturgesetzes, wonach eben der Stärkste Meister wird, dagegen können wir halt, so gewiß es uns leid tut, nichts

dem sie Wurzel schlagen, um die Nahrungsstoffe, um Wasser, Luft und Sonnenschein. Sie wetteifern mit einander, wer den äußeren schädlichen Einflüssen: Der Trockenheit, der Kälte, der Hitze, den Stürmen besser troge, der Fäulnis und Verwesung widerstehe u. s. w. Wer für diesen mannigfaltigen und unaufhörlichen Wettkampf am besten und allseitigsten ausgerüstet ist, der erringt die Palme des berechtigten Daseins, indes die weniger Glücklichen zu Grunde gehen. So harmlos dieser passive Kampf um's Dasein bei den Pflanzen auch ist, so handelt es sich doch schließlich um denselben Ausgang, wie im blutigen Kampf zweier Raubtiere um dieselbe Beute, oder zweier Hungernden um dieselbe Nahrung: es handelt sich um „Sein oder Nichtsein.“



Oedipus und Antigone. (Seite 484.)

„Viel eher in die Augen springend gestaltet sich der Kampf um's Dasein in der Tierwelt und ausschließlich bei unserm eigenen Geschlecht. Der Kampf ist blutig, wenn zwei hungernde Wölfe sich um die Leiche eines zerrissenen kleineren Tieres streiten; er ist blutig, wenn zwei Adler um dieselbe Beute kämpfen; er ist blutig, wenn zwei Hamster um denselben Getreidevorrat streiten; er ist blutig, wenn eine Schaar von Störchen mit einer andern Gesellschaft ihrer Art um dieselbe sumpfige Gegend streitet; er ist blutig, wenn ein Menschenstamm mit dem benachbarten um den Besitz eines gesegneten Himmelsstriches oder — um die Suprematie bei der Feststellung „des europäischen Gleichgewichts“ kämpft*). Aber schon in der Tierwelt ist der Kampf um's Dasein nicht immer ein blutiger, sondern sehr häufig bloß eine stille Konkurrenz um die gleichen Subsistenzmittel, und denselben auch innerhalb der menschlichen Gesellschaft immer mehr zu mildern und ihm seinen tierischen Charakter zu nehmen, das muß die Aufgabe unserer Zeit sein.

Uebrigens ist auch in der Tierwelt nicht immer das Recht des Stärkeren ausschlaggebend — sonst müßte es ja lauter Löwen und Tiger geben — und der maßgebende Faktor bei der Menschwerdung war die fortschreitende Entwicklung des Intellektes.

Wenn die Bourgeoisie und ihre Wortführer zu beweisen suchen, der Darwinismus führe zu aristokratischen Konsequenzen, so begreifen wir dies sehr gut; nichts ist aber irriger und unstatthafter, als ein der

machen,“ und froh, ein theoretisches Schönigungsmittel ihrer Grundsätze oder ihrer Gleichgültigkeit gefunden zu haben, fröhnen sie nach wie vor dem Egoismus, welcher kein anderes Prinzip kennt, als das eigene Dasein auf die Vernichtung fremden Lebens zu gründen.

In der Natur allerdings ist nirgends Frieden; alles, was lebt, das kämpft. Die Gewächse kämpfen um den Boden, in

tierischen Welt entnommenes Gesetz unmittelbar auf die menschliche Gesellschaft zu übertragen, denn der ganze kulturgeschichtliche Prozeß der Menschheit zeigt in letzter Instanz nichts anderes, als eine successive, immer weiter schreitende Beherrschung

*) Döbel-Port, Wesen und Begründung der Abstammungs- und Zuchtwahltheorien. Zürich, 1877.

der Natur. Der Darwinismus lehrt: „Das Bessere siegt über das Schlechte, das Vollkommene über das Unvollkommene, das Schöne über das Häßliche, das Vernünftige über das Unvernünftige, der Geist über die rohe Gewalt, das Sittliche über das Unsittliche.“ Enthaltene diese Sätze auch nur den Schein einer Rechtfertigung der Mängel und Uebelstände, wie sie die heutige Gliederung der Gesellschaft mit sich gebracht hat und mit großer Energie erhält? Treffender kann dies Verhältnis nicht geschildert werden, als das Friedrich Albert Lange, der berühmte Philosoph, in seiner Geschichte des Materialismus tut: „Ganz allmählich haben sich die Besitzenden an einen reichen und mannigfachen Genuß verfeinerter Lebensfreuden gewöhnt. Kunst und Wissenschaft haben sich entfaltet. Die Sklavenarbeit der Proletarier schafft vielen fähigen Köpfen Muße und Mittel zu Forschungen, Erfindungen und Schöpfungen. Es scheint Pflicht, diese höheren Güter der Menschheit zu wahren und gern tröstet man sich mit dem Gedanken, daß sie einst ein Gemeingut aller sein werden. Inzwischen macht das schnelle Wachsen der Reichtümer viele dieser Genüsse teilhaftig, deren Gemüt innerlich roh ist. Andere verwildern in sittlicher Beziehung, indem sie keine Aufmerksamkeit, keine Teilnahme mehr übrig behalten für etwas, das außerhalb des Kreises ihrer Vergnügungen liegt. Die lebhafteren Formen der Sympathie mit dem Leiden schwinden schon durch das gleichförmige Wohlleben der Bevorzugten. Diese fangen an, sich als besondere Wesen zu fassen. Ihre Diener sind ihnen wie Maschinen; die Unglücklichen sind ihnen eine unvermeidliche Staffage; sie haben für das Schicksal derselben kein Verständnis mehr. Mit dem Abreißen der sittlichen Bände erlischt die Scham, welche früher von allzuüppigen Genüssen zurückhielt. Die geistige Kraft erstirbt im Wohlleben; das Proletariat allein bleibt roh, gedrückt, aber geistesfrisch.“

In einem solchen Zustande war die alte Welt, als das

Christentum und die Völkerwanderung ihrer Herrlichkeit ein Ende machten. Sie war zum Untergang reif geworden. Vielsach hat man schon den Zustand der Gegenwart mit dem der alten Welt vor ihrer Auflösung verglichen, und man wird nicht leugnen können, daß bedeutende Analogien vor Augen liegen. Wir haben das übermäßige Wachstum des Reichtums, wir haben das Proletariat, wir haben den Zerfall der Sitten und der Religion; die Staatsformen der Gegenwart sind alle in ihrem Bestande bedroht und der Glaube an eine bevorstehende allgemeine und große Revolution ist weit verbreitet und tief eingewurzelt. Daneben besitzt unsere Zeit aber auch gewaltige Heilmittel, und wenn die Stürme der Uebergangskrisis nicht alle Begriffe übersteigen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Menschheit mit ihrer Geistesarbeit noch einmal so von vorn anfangen muß, wie zu den Zeiten der Merowinger.“

Eins der wichtigsten Heilmittel liegt aber gerade in den Ideen der auf die Wahrheiten des Darwinismus gegründeten monistischen oder einheitlichen Weltanschauung, so genannt im Gegensatz zu der alten dualistischen oder zweipoligen Anschauung, welche endlich im Christentum zu ihrer höchsten Blüte gelangte, und nach welcher die Natur aus zwei grundverschiedenen, gegensätzlichen Wesenheiten, einer natürlichen und einer übernatürlichen, besteht. Solange dieser Gegensatz zwischen „Gott und Welt,“ „Geist und Körper,“ „Sinnlich und Ueber Sinnlich,“ „Materiell und Immateriell“ strikte festgehalten wurde, konnte die Menschheit in ihrer Entwicklung nicht vorwärts schreiten, sondern blieb festgebannt in den engen Grenzen, welche das Christentum ihnen gezogen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Falascha.

Eine ethnographische Skizze.

(2. Fortsetzung.)

Die Getränke der Falascha sind Talla (Bier) und T'etsch (Honigwein); letzteres wird nur von den Wohlhabenden für große Festlichkeiten bereitet. Talla wird aus Dagsa, Maschelba, Sangada (türkische Kornarten) und Gerste hergestellt. Am liebsten nehmen sie mehrere Arten Frucht zusammen, die, nachdem sie gemahlen ist, zu Brodchen gebacken, mit etwas Wasser gerieben und aufgeweicht, mit keimender Gerste und Gescho (*ramnus pauciflorus*) vermischt und dem Gärungsprozeß ausgesetzt wird. Diese Mischung heißt T'ess-T'ess. Sie wird in einem großen irdenen Krug aufbewahrt, der mit Kuhmist und Lehm gut verschmiert ist. Von derselben kann man nach Belieben Bier bereiten, indem ein Teil mit 4 Teilen Wassers vermengt und in einem irdenen Krüge der Gärung ausgesetzt wird. Nach zwei Tagen ist es ausgegohren, ziemlich klar und berauschend. Es ist ein gesünderes Getränk als der Honigwein. Dieser wird bereitet, indem ein Teil Honig mit 6 Teilen Wassers vermengt und 6 Tage der Sonne ausgesetzt wird. Der Honig löst sich im Wasser, während sich das Wachs oben im Krüge sammelt. Dieses wird Tags darauf sorgfältig entfernt und es werden geröstete Geschoblätter hinzugefügt. Der Krug wird nun mit einem Deckel bedeckt und mehrere Tage der Sonne ausgesetzt. Sobald der süßliche Geschmack verschwunden ist, ist das Getränk fertig. Der Geschmack ist dem des Apfelmoss ähnlich.

Man kann behaupten, daß die Falascha unter der verschiedenartigsten Bevölkerung des weiten Habesch (Abyssinien) zu den betriebksamsten und gewerbsleißigsten Leuten gehören. Es gibt unter ihnen besonders Maurer, Zimmerleute,

Schmiede, Weber, Ackerleute, seltener Kausleute. Die Falaschafrauen sind fast die alleinigen Töpferinnen für alle Eingeborenen. Alles Geschirre wird von ihnen aus freier Hand bereitet, sie bringen es dann auf den Markt zum Verkauf. Sehr reiche Leute gibt es unter den Falascha nicht, aber viele bemittelte und wohlhabende, obgleich sie mit ihrem Verdienst nicht sehr hausälterisch umgehen, besonders an den Festtagen, an welchen sie, wie auch die abyssinischen Christen, essen und trinken so gut und viel als möglich.

Unter den Charaktereigenschaften der Falascha, welche im allgemeinen wenig besser sind, als die der Abyssinier überhaupt*), ragt besonders ihre Prozeßsucht hervor, welche übrigens der Habgier der Beamten trefflich zu statten kommt. Wie manches Stück Geld, wie manche Kuh wandert bei ihren wetteartigen Prozessen zum „Schum“ (Richter), und es geht ihnen da häufig, wie jenem Wilden, der nach einem blutigen Kampf seinem Gegner den goldenen Ohrschmuck abgenommen hatte; als er sich aber damit schmücken wollte, ward er zu seinem Schrecken gewahr, daß er im Gesecht beide Ohren verloren hatte.

Ehe wir auf das Familienleben der Falascha eingehen, müssen wir einen Blick werfen auf ihre Religion, welche bei allen familiären Beziehungen eine Hauptrolle spielt.

Der Kern der Falascha-Religion ist das alttestamentliche

*) Lieutenant Stumm bemerkt in seinem Buche über die Abyssinier: „Wie man einen Tiger niemals zum Hund erziehen kann, so auch einen Abyssinier nie zu einem ordentlichen Menschen.“

Zudentum, doch hat dieses bei ihnen eine ganz eigentümliche Gestalt angenommen. Eine merkwürdige Erscheinung bei den Falascha sind ihre Mönche. Der Gründer des Mönchsordens, dessen Mitglieder Eunuchen sein müssen, hieß Aba Zebra

und lebte im 4. Jahrhundert in der Provinz Arnatschoko, wo er sich der Askese und Bescheidenheit widmete und viele Wunderthaten verrichtet haben soll. Sein Ansehen wuchs immer mehr und bald schaarte sich eine Anzahl Jünglinge um den angebeteten Heiligen. Aber nur zu bald machte dieser die Erfahrung, daß durch diese Zurückgezogenheit von der Welt die Lust und Liebe zu derselben in den Herzen seiner Jünger keineswegs überwunden war, denn es kamen grobe Ausbrüche fleischlicher Lust vor, worauf Aba Zebra befahl, daß alle, welche sich dem Orden anschließen wollten, Eunuchen werden müssen. Die Höhle Hoharewa, wo Aba Zebra sich aufgehalten haben soll, ist bis heute ein Wallfahrtsort der Falascha; gegen 200 Mönche bewohnen ein Dorf in deren Nähe. Die erstgeborenen Söhne werden von ihren Eltern häufig zum Mönchtum bestimmt und im 8. bis 10. Jahr dem Orden übergeben. Viele Knaben entschließen sich aber auch aus freier Wahl — wenn in diesem Alter von einer solchen die Rede sein kann — zum Eintritt. Ihre Probezeit besteht darin, daß sie die Mönche in den verschiedensten Haus- und Feldarbeiten mehrere Jahre treu bedienen, in der Regel bis zum 18. oder 20. Lebensjahr; daß sie lesen lernen und den ganzen Psalter sammt allen Gebeten im Aetiopischen sich ins Gedächtnis prägen. Die Aufnahme in den Orden geschieht durch die Kastration. An dem Tag, an dem der Akt vollzogen wird, wird ein großes Fest veranstaltet. Dem Kandidaten wird das Pulver einer stark berauschenden Pflanze in den Trank gemischt, und sobald er betäubt niedersinkt, wird der Akt der Entmannung an ihm vollzogen. Es sollen nicht wenige an der Operation sterben. Der Verlust der Männlichkeit ist auf der Physiognomie der Mönche deutlich zu sehen. Wären sie nicht durch ihre Kleidung erkenntlich, so würde man sie am ehesten für abgelebte alte Weiber halten. Die Mönche legen sich viele und schwere Fasten auf. Häufig ziehen sie sich in die Wildnis zurück, wo sie, nur von Wurzeln und Kräutern lebend, bald dem Hungertod erliegen. So ließ sich ein alter Mönch, Aba Amberi, mit dem Flad häufig religiöse Gespräche pflog, von seinen Verwandten in eine Höhle tragen, wo er buchstäblich den Hungertod starb, da er nichts mit sich nahm, als ein Gefäß mit Wasser.

Zuweilen soll es auch vorkommen, daß sich die Mönche über hohe Felsen herabstürzen, um sich, noch bevor ihre Lebensuhr abgelaufen ist, in die jenseitige Herrlichkeit hinüberzuschwingen.

Das geistliche Oberhaupt der Mönche sowohl, als der Falascha überhaupt wohnt in Quara.

Die Falaschamönche genießen bloß, was von ihnen selbst oder ihresgleichen zubereitet ist. Selbst die Falascha sind in ihren Augen unrein, und es darf daher kein Laie die Wohnung eines Mönchs betreten.

Neben dem Dienst in der Mesgid (Bethaus) beschäftigen sie sich mit Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht. Auch widmen sie sich mitunter dem Unterricht der Knaben, der sich auf das Lesen des Aetiopischen und das Auswendiglernen des Psalters beschränkt.

Zur Charakterisirung derselben sei noch folgendes Erlebnis Flads angeführt. Durch die Tätigkeit der Missionäre entstand unter den Falascha eine christentumsfreundliche Bewegung, und manche des Lesens kundige Laien schienen zur Taufe geneigt. Nun sagten aber die Mönche, die Missionäre seien von den Juden in Europa abgeseudet, um die Falascha zu Christen zu machen, damit sie keine Ansprüche auf Palästina hätten, weil die Zeit nahe sei, wo Gott die Juden wieder in das Land ihrer Väter bringen werde. Diese List hatte Erfolg.

Auch Falascha-Konnen gibt es, welche Bativa heißen. Sie führen ein völliges Einsiedlerleben, widmen sich dem Gebet und Fasten und unterstützen Arme und Notleidende mit Almosen. Sie betreten aber nie ein gewöhnliches Falaschahaus, um sich nicht zu verunreinigen.

In jedem Dorfe, wo keine Mönche wohnen, findet man Kafen oder Priester. Sie sind von den Mönchen sanktioniert, die gottesdienstlichen Handlungen zu verrichten. Sie stehen zu den Mönchen in einem ähnlichen Verhältnis wie bei den übrigen Juden der Vorsänger zum Rabbiner. Nur solche Leute können es bekleiden, denen man nichts Strafbares nachsagen kann, d. h. deren Ahnen sich in keinerlei Weise mit andern Religionsgenossen durch Essen und Trinken

verunreinigt haben. Der Sohn oder Enkel eines Mannes, der Christenbrod gegessen oder Christenwasser getrunken hat, kann nie zur Würde eines Kafen gelangen*). Die Kafen sind verheiratet; wenn aber ihre Frau stirbt, müssen sie ledig bleiben.

*) Wie auch bei den gewöhnlichen Juden ein Vorsänger, der unloschere Speisen genießt und dgl., des Amtes entsetzt wird.



Die Maha handschrift. (Seite 487.)

Neben ihrem Priesteramt unterrichten sie Knaben und treiben dabei noch die Weberei, die sie alle erlernen. Wie in der Regel die Vorfänger sind auch die Nashen die Schlächter unter den Falascha, sie bekommen von jedem Stück Vieh den Hals als Lohn. Das Schlachten geschieht auf folgende Weise. Nachdem das Stück Vieh auf die Erde gelegt ist, werden ihm die vier Füße zusammengebunden, der Nashen schneidet dem Tier mit einem zweischneidigen Messer, das zu keinem andern Gebrauch dienen darf, den Hals ab, wobei er spricht: Gelobt sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs*). Dann werden dem Tier die Füße aufgelöst und alle Anwesenden setzen sich in einen Kreis herum und warten, bis keine Lebensspur mehr vorhanden ist. Alsdann wird die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, Magen und Eingeweide aufs sorgfältigste untersucht. Findet sich ein Stücklein Leder oder Lumpen darin, so ist das Fleisch „refus“, d. h. unrein und wird den Hunden und Hyänen vorgeworfen.

Die Debtera unter den Falascha sind ihre Gelehrten. Das Wort bedeutet Zelt und die Abyssinier verbinden damit die Vorstellung, daß die Weisheit und Gelehrsamkeit bei den Debtera wohnt wie in einem Zelt. Sie bekleiden kein besonderes Amt, doch unterstützen sie die Nashen beim Gottesdienst. Manche unterrichten auch Knaben.

Von Zeit zu Zeit stehen unter den Falascha Propheten auf, welche vorgeben, Offenbarungen über die Zukunft von Gott empfangen zu haben. Sie werden hoch verehrt und erhalten große Geschenke. Gehen aber ihre Weissagungen nicht in Erfüllung, so werden sie als Betrüger verachtet. Ein solcher Prophet war Aba Sirach im Jahr 1862. Er durchzog alle von Falascha bewohnten Provinzen, erregte große Begeisterung und man wetteiferte, ihn mit Geschenken zu überhäufen. Er gab vor, Gott sei ihm im Traum erschienen und habe ihm befohlen, die Falascha aus ihrem Lande, das durch die Türken verheert werden wird, nach Palästina zu führen. Jeder Falascha soll eine Last Sand mit sich nehmen, welcher, sobald er den Boden Palästinas betritt, zu Gold werden wird. Der Aufschneider fand einen großen Anhang. Hunderte verkauften alles, was sie hatten, und machten sich reisefertig. Sie verließen ihre Heimat und zogen mit dem Propheten. Ein Jahr später kehrten einzelne zurück, entblößt von ihrer ganzen Habe. Sie brachten die Nachricht, daß der größte Teil der Abenteurer von Hunger, Fieber und andern Krankheiten aufgerieben worden sei.

Eine große Rolle spielen unter den Falascha wie bei den Abyssiniern überhaupt die Schwarzkünstler oder Zauberer. Unter den ersteren hat Flad drei verschiedene Klassen gefunden: Ganién sabotsch, Geisterbanner, Awaakotsch, Wahrsager und Beredöna senám dägamotsch, Hagel- und Regenbeschwörer. Das Glaubensbekenntnis der beiden erstgenannten Arten soll lauten: Ich glaube an den Teufel und verleugne Gott. Sie werden besonders bei Krankheiten befragt, ebenso wenn jemand etwas verloren geht und bei ähnlichen Anlässen. Den Umgang mit den bösen Geistern pflegen sie am Ufer eines tiefen Flusses oder Sees. Sie besitzen ein Buch „Auda negeft“, welches zwar

*) Jede Religionspartei in Abyssinien schlachtet im Namen ihres Gottes und deshalb ist keine Partei Fleisch, das von einer andern geschlachtet wurde.

der König Theodoros bei seinem Regierungsantritt bei Todesstrafe verboten hat, das aber nichtsdestoweniger gebraucht wird.

Die Hagel- und Regenbeschwörer werden von Dörfern und Städten förmlich besoldet, denn wie die Abyssinier glauben, können sie durch ihre Sprüche und Gebete den Hagel und Regen abhalten. Die Hagelbeschwörer erhalten von jedem Landmann für geleistete Dienste 1 Mandega (ein Getreidemaß) Frucht. Die Abyssinier glauben so fest an die Kraft der Hagelbeschwörer, daß sie Herrn Flad, dem die Gartenfrüchte wiederholt vom Hagel beschädigt wurden, dringend rieten, er möchte einen Hagelbeschwörer dingen. Verdirbt aber dennoch der Hagel ihre Saaten, so schreiben sie das ihrer Sündhaftigkeit zu, wie unjere Frommen, wenn ihr Gebet unerhört bleibt.

In jedem Falaschadorf befindet sich eine Mesgid, d. i. Bethaus. Sie ist der Versammlungs-, Gebets- und Opferort der Falascha. Nach dem Vorbild der mosaischen Stiftshütte besteht sie aus dem „Kedusa Kedusan“ (Allerheiligsten) und dem „Matdas“ (Heiligen). Im ersteren, das nur Priester betreten dürfen, befindet sich zur rechten Seite der Tür ein Tisch, auf welchem ein in ätiopischer Sprache auf Pergament geschriebener Dicit liegt. Links von der Tür stehen zwei irdene Gefäße, enthaltend Asche einer roten Kuh (nach der mosaischen Vorschrift) und Weihwasser. Außerhalb der Mesgid befindet sich ein Opferaltar. Er ist aus roten Steinen gebaut, 5 Ellen breit und lang und 1 Elle hoch. Durch einen starken Zaun, der ihn umgibt, ist er mit der Mesgid verbunden. Auf diesem Altar werden an Sabbat- und Festtagen, wie auch bei anderen Gelegenheiten und Anlässen Lamm, Ziegen, Schafe, Hühner u. geopfert, wobei ihnen größtenteils der mosaische Opfertodex zur Richtschnur dient. Die Falascha beziehen kein neuerbautes Haus, es sei denn „Blut darin geflossen“, d. h. es wird ein Schaf, oder von Aemeren eine Henne geopfert, um die bösen Geister zu versöhnen. Auch auf der Fruchttenne wird ein weißes Huhn geopfert. — Die Opfertiere werden auf dem Altar, worauf sie geopfert werden, vom Nashen geschlachtet; der letztere bekommt den Vorderfuß und die Brust.

Sehr streng beobachten die Falascha den Sabbat, Kédanie Sanbat genannt. Die Sanbat ist in ihrem Glauben eine Göttin und die gesammte Sabbatfeier geschieht ihr zu Ehren. Flad vermutet, daß sie von der Himmelskönigin entstammt, von welcher die jüdischen Exulanten bei Jeremia sprachen: „Seit wir aufgehört haben, der Himmelskönigin zu opfern, haben wir allen Mangel gelitten und sind durch Schwert und Hunger umgekommen.“ In einem ätiopischen Manuskript „Tresaja Sanbat“ (Sabbatgebote) findet sich eine äußerst schlüpfrige Beschreibung dieser Göttin Sanbat und es heißt daselbst, daß ihr 10000 mal 10000 dienende Engel zur Seite stehen.

Am Samstag wird weder Feuer noch Licht angezündet, keinerlei Speise bereitet, kein Wasser geschöpft. Die Mönche halten es sogar für eine Sünde, sich am Sabbat mit jemand zu unterhalten. Kein Fluß oder Bach darf überschritten werden. Von den Christen lassen sie am Sabbat das Vieh hüten und die Kühe melken; die Milch aber dürfen sie nicht gebrauchen, sie wird den Christen als Hüterlohn überlassen.

(Schluß folgt.)

Oedipus und Antigone.

(Mit Illustration.)

Zu den düstersten Geweben der altgriechischen Sagenpoesie gehört die Labdakiden Sage, deren Schauplatz die „siebentorige“ Stadt Theben war. Der Phönizier Kadmos, der Bruder der von Zeus in Stiergestalt entführten Europa, gilt als Gründer Thebens. Kadmos sollte auf Befehl seines Vaters die verschwundene Schwester auffuchen. Wie ein Flüchtling irrte er umher, und da er die Schwester nirgends fand und sein Vater

ihm verboten hatte, ohne die Gesuchte je wieder in die Heimat zurückzuführen, ließ er sich in Bötien nieder, wo er die Stadt Theben gründete. Sein Sohn Polydoros folgte dem Kadmos in der Herrschaft, die er eben so glücklich führte, wie sein Vater. Nicht minder segensreich war die Regierung des Sohnes desselben, Labdakos, welcher der Vater des Lajos wurde. Mit letzterem beginnt das Verderben des Königshauses. Vermählt mit Jokaste

blieb er geraume Zeit kinderlos und wandte sich deshalb an das pythische Orakel. Dieses weisagte ihm, daß sein Sohn ihn erschlagen werde. Als nun Jokaste ein Knäblein gebar, ließen die Eltern dasselbe auf dem Berg Kithäron aussetzen, nachdem man dem Kinde die Knöchel durchstochen und die Füße zusammengeschnürt hatte. In diesem Zustande wurde das ausge setzte Kind von dem Heerdenaufseher des Königs Polybos von Korinth gefunden. Dieser, welcher kinderlos war, nahm es an Kindes Statt an und man gab ihm wegen seiner geschwollenen Füße den Namen Oedipus (Schwellfuß). Die Pfllegeeltern des Oedipus den Namen Oedipus (Schwellfuß). Die Pfllegeeltern des Oedipus verkehrten vor ihm sorgfältig das Dunkel seiner Herkunft, so daß er sie für seine wahren Eltern hielt, bis ihn in seinen Jünglingsjahren einige Zweifel über seine Geburt bewogen, das Orakel des Apollon in Delphi zu befragen. Das Orakel warnte ihn vor der Rückkehr in sein Vaterland, weil er daselbst seinen Vater töten und seine Mutter heiraten werde. Um diesem Schicksale zu entgehen, verbannte sich Oedipus freiwillig von Korinth, das er für sein Vaterland hielt, und begab sich auf den Weg nach Theben, wodurch er unwissend seinem Schicksal entgegen ging. Schon unterwegs stieß er in einem engen Wege gegen einen älteren Mann zusammen, keiner wollte dem anderen weichen, es entspann sich ein Streit, welcher damit endigte, daß der jüngere den älteren erschlug. Der Getötete war aber niemand anders, als Laios, des Oedipus Vater. Dieser setzte seine Reise nach Theben fort, woselbst die Sphinx, ein geflügeltes Ungeheuer in Löwengestalt und mit dem Antlitz einer Jungfrau, großes Entsetzen verbreitete. Ueberall umherstreifend raubte und tötete die Sphinx die Menschen, indem sie ihnen ein Rätsel aufgab, auf dessen Nichtlösung sie den Tod gesetzt hatte, während sie selbst bereit war, von dem Felsen, wohin sie die Gefangenen schleppte, sich herabzustürzen, wenn jemand das Rätsel lösen sollte. Das Rätsel lautete: Wie heißt das Tier, das Morgens auf vier, Mittags auf zwei und Abends auf drei Füßen geht? Viele Bewohner des Landes waren schon hinweggerafft worden; da kam Oedipus und löste das Rätsel: Es ist der Mensch. Als Kind, am Morgen des Lebens, kriecht er auf Händen und Füßen; am Mittag des Lebens wandelt er aufrecht auf beiden Füßen; am Abend aber, im Alter, geht er gebückt am Stabe, dem dritten Fuß. Die Sphinx stürzte sich nun vom Felsen und Oedipus, der Retter des Landes, wurde von dem dankbaren

Thebäerwölke zum König erwählt und wurde der Gemahl der verwitweten Jokaste, seiner Mutter. So hatte sich der Spruch des Orakels erfüllt. Vier Kinder entsprossen dieser Ehe, zwei Söhne, Oetokles und Polyneikes, und zwei Töchter, Antigone und Ismene. Oedipus war ein weiser und gütiger Regent. Geraume Zeit lebte er glücklich. Als aber in der Folge das Land von schweren Schicksalschlägen heimgesucht wurde und durch einen alten Priester die schrecklichen Taten enthüllt wurden, gab sich Jokaste mit dem Strang den Tod und Oedipus stach sich die Augen aus. Als geblendeter Greis verließ er die Heimat, irrte lebensüberdrüssig umher, geführt von seiner Tochter Antigone und fand den Tod in dem attischen Flecken Kolonos. Seine Söhne töteten sich später im Kampfe um die Herrschaft und die edle Jungfrau Antigone wurde von Kreon, dem Bruder der Jokaste, dem Tode geweiht, weil sie gegen dessen Verbot den Leichnam ihres Bruders bestattete. — Aus diesem hochtragischen Stoff hat Sophokles (dessen Geburtsort Kolonos war) drei unsterbliche Tragödien geschaffen, König Oedipus, Oedipus auf Kolonos und Antigone, von welchen die letztere, das Meistertrauerspiel des hellenischen Goethe, worin das Weib auf eine Weise gewürdigt und verherrlicht wird, wie sonst nie in der antiken Poesie, die bekannteste geworden ist und auf unsern Bühnen mit der Mendelssohn'schen Musik zu den Chören sich eingebürgert hat. — Unser Bild hat eine der rührendsten Szenen aus der Sage herausgegriffen und mit glücklichem Griffel zur Darstellung gebracht. Es zeigt uns den edlen, durch ein dunkles Verhängnis mehr als durch eigne Schuld unglücklich gewordenen blinden König heimatlos umherirren. Die noch immer imposante Gestalt stützt sich auf die Tochter, die sich mit kindlicher Zärtlichkeit ihm anschmiegt und in deren Augen, die voll Liebe und Mitleid zum Vater aufblicken, sich ganz besonders der Schmerz über dessen Blindheit auszusprechen scheint, so daß man an die Stelle in Schillers Tell erinnert wird, wo Melchthal mit wilder Verzweiflung seinen geblendeten Vater beklagt. Die in großem Stil und mit edler Linienführung komponirte Gruppe ist von vortrefflichem, echt tragischen Effekt. Das Gefühl des Schmerzes, welches das entsetzliche Geschick des Oedipus im Beschauer erweckt, wird gemildert durch die Liebe der Tochter, die dem Vater mit kindlicher Zärtlichkeit im Elend beisteht und süßen Balsam in sein bekümmertes Herz träufelt. St.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(36. Fortsetzung.)

An Frieda Häfler war inzwischen eine Zeit schwerer Prüfung vorübergegangen. Nach jenem Morgen, welcher ihr eine Reihe anscheinend zwingender und ihre Widerstandskraft tatsächlich überwältigender Beweise für ihres Geliebten Untreue und Unwürdigkeit gebracht hatte, war sie willenlos den Ratschlägen gefolgt, welche durch den Mund der Frau Institutsvorsteherin Krause auf sie einströmten.

Die alte Dame hatte behauptet, nun wäre es eben so gekommen, wie sie es immer vorausgesehen und wie es hätte gar nicht anders sein können, — das Böse habe sich in seiner wahren Gestalt gezeigt, — und Frieda hätte alle Ursache ihrem Heiland zu danken, daß er ihr noch die Erkenntnis des Schlechten, das sie bereits umgarnt gehalten, habe zuteil werden lassen, ehe es zu spät gewesen; bis jetzt habe sie selbst wenigstens Seele und Leib noch rein erhalten und der Keim des Gottlosen, der durch ihr Verlöbniß und den Umgang mit einem Glaubensverächter unseßbar in ihr erzeugt worden wäre — dieser Keim würde mit Gottes Hilfe durch die Flut des Schmerzes, die über sie herein gebrochen, getötet und hinweggeschwemmt werden.

So meinte die Institutsvorsteherin, als Friederike Häfler in der ersten Zimmer von ihrer Ohnmacht erwacht war. Frieda

vernahm die Worte, aber sie war so erschüttert, daß sie deren Sinn nicht zu fassen vermochte. Der eine einzige Gedanke zuckte unaufhörlich blitzgleich in ihrem schmerzenden Kopfe hin und her, der Gedanke: er — er untreu, schlecht, verloren.

Sie hatte auch nicht acht darauf, daß der Konsistorialrat neben ihr stand mit gefalteten Händen, wie zum Himmel betend, und mit einem so milden Gesichtsausdrucke und einem so erhebenden, schier heiligen Lächeln, als wollte er ihr Frieden in die wehe Brust hauchen und Frömmigkeit und Glück mit seinen Blicken über sie ausgießen.

Stundenlang verstand sie nicht, was ihre mütterliche Freundin, wie diese sich selbst mit großer Vorliebe nannte, zu ihr sagte, und stundenlang sah sie nicht, obschon sie längst aus der nur kurzen Ohnmacht erwacht war, wie ihr der Konsistorialrat, gleich einem liebenden Vater seinem kranken Kind, nicht von der Seite wich.

Frau Krause wurde endlich, was bei ihr sonst kaum jemals geschah, des Redens müde; der Konsistorialrat aber, der sonst niemals Zeit zu haben pflegte, sich vielmehr stets von Arbeiten der allermännigstigen Art überhäuft zeigte, harrete in diesem Falle aus mit unerschütterlicher Geduld und steigerte dadurch die

ungemeßene bewundernde und begeisterte Hochachtung, welche Frau Krause für ihn hegte.

Ein herrlicher Mann, ein erhabener Mensch, — so groß und gut wie unser Heiland Jesus Christus selbst, sagte sie hundertmal vor sich hin, mehr als einmal so laut, daß es der wie ein Heiliger verehrte Mann eigentlich hätte hören müssen, aber dieser mochte wohl in fromme Betrachtungen so ganz versunken und von seinem christlichen Mitgefühl so vollständig in Anspruch genommen sein, daß er nichts von den ihn anhimmelnden Expectationen der guten Frau Krause hörte.

Als Frieda Haßler endlich ihrer selbst wieder soweit Herrin geworden war, daß ihr die Situation, in der sie sich momentan befand, einigermaßen klar zu werden anfing, da fiel ihr denn auch die Gestalt und das merkwürdige Angesicht des geistlichen Herrn ins Auge mit all' seiner vertrauenerweckenden Milde und Güte. Ihre ersten Worte enthielten eine Bitte um Verzeihung wegen der Störung, welche sie hier wohl verursacht habe, und dann die Frage nach ihrem Bruder.

Der Herr Konsistorialrat antwortete nur mit der liebevollen Ermahnung, sie möge nur allen Gram und Kummer abzuwehren suchen, sie sei in guter Hut. Und die Frau Institutsvorsteherin fügte hinzu, ihr Bruder sei mit ihr, der mütterlichen Freundin, einverstanden, und sie folge dem weisen Räte des hochwürdigsten Herrn Konsistorialrats, wenn sie Frieda Haßler dringend an's Herz lege, sich auf einige Zeit aus dem Gewir der großen Stadt und von der Stätte, wo sie eben eine so große Enttäuschung erlebt habe, in stille Einsamkeit zurückzuziehen. Ihr Bruder bereite die Abreise vor; sie, Frieda, werde heute noch in den Familienkreis einer überaus achtbaren, angesehenen und liebenswürdigen Dame aufgenommen werden, die ihren Wohnsitz in einem paradiesisch schönen, einsamen Erdemwinkel aufgeschlagen habe, wohin weder das Geräusch der Welt noch die Schlechtigkeit des Unglaubens dränge.

Frieda dachte nicht daran zu widerstehen. Warum sollte sie denn auch nicht fort von hier? Wäre es ihr überhaupt möglich gewesen, an die Orte zurückzukehren, wo sein verräterischer Mund ihre Lippen berührt, wo sie den ersten — ach und sicher auch den letzten Trauer von Glückseligkeit geträumt hatte? Fort — ja fort von hier — fort in eine wildfremde, menschenverlassene Gegend, überallhin fort, selbst ins Grab. —

Am Abend reisten sie ab. Frieda mit ihrem Bruder — in Begleitung des Konsistorialrats, der versprochen hatte, sie in Sicherheit zu bringen.

Die überaus achtbare, angesehenen und liebenswürdigen Dame, von der die Frau Krause gesprochen, war die Baronin von Greifenstein, welche Frieda in Wahrheit auf das liebenswürdigste empfing und ihr mütterlichen Schutz und sorgsamste Pflege zusicherte.

„Bleiben Sie bei mir, solange es Ihnen nur irgend gefällt, liebste Kind“, sagte die Dame beim Empfange. „Je länger, desto lieber wird es mir sein. Sie finden bei mir nicht nur Einsamkeit, sondern auch ein reiches Feld zur Ausübung christlicher Nächstenliebe, — das gibt für ein edles Herz die edelste Zerstreuung, die beste Erholung und den reichsten Trost. Und was ich und mein Haus nicht vermag, und die bescheidene, aber, wie ich glaube, gottgefällige Tätigkeit, der ich mich ergeben habe, das wird hier unser edles Vorbild, der Freund unserer Seele, der treue Pfleger alles Guten, unser Herr Konsistorialrat tun, — den vollen, reinen, seligen Seelenfrieden wieder in ihr Herz ergießen.“

Der Konsistorialrat war an solche derbe Schmeichelei längst gewöhnt. Er wehrte sie deshalb auch keineswegs entschieden ab, sondern sagte nur:

„Nicht mir, sondern dem Höchsten die Ehre, wem meine schwache Kraft zur Beruhigung und Aufrichtung dieser schwergetroffenen Mädchenseele etwas zu tun vermögen sollte.“

Dann drückte er einen väterlichen Kuß auf Friedas Stirn, ermahnte sie noch einmal, das Geschehene als Gottes Fügung zu betrachten, hinzunehmen und zu ehren, und verabschiedete sich, um wieder nach B. zurückzukehren.

Die nächsten Tage vergingen Frieda wie im Tranne. Sie

wurde mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit gepflegt, und ganz wie sie es nur in leisestem Wunsche andeutete, entweder sich selbst überlassen oder unterhalten und schließlich auch beschäftigt. —

Die Baronin gebot in der That über ein reiches Tätigkeitsfeld. Sie besaß ein ganzes großes Register von Budlichen, Lahmen, Blinden, Krüppeln und Armen und Hilfsbedürftigen aller Art in den Dörfern und kleinen Städten ringsum. Sie strebte sich des Namens einer Samariterin würdig zu machen und sich den Himmel redlich zu verdienen, — die Kranken und Schwachen zu trösten, die Armen zu unterstützen, das sei ihr Beruf, — der herrlichste Beruf von allen, die es geben könne. Wenn Frieda sie auf einem sie unbeschreiblich beglückenden Samaritergänge begleiten wolle, so dürfe sie es tun, — auch ihre Hülfe nehme die Baronin an.

Frieda war hoch gerührt von dem Edelsinn, der ihr in dem Reden und Handeln der Baronin entgegenzutreten schien. Sie dankte auf das innigste für die gütige Erlaubnis und begleitete die vornehme Dame schon am zweiten Tage ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse derselben in das nächstliegende Dorf.

Dieser erste Ausflug machte einen tiefen Eindruck auf das noch außerordentlich erregte Gemüt des jungen Mädchens. Soviel Unglück und Elend trat ihr da mit einemale entgegen, soviel Hilfsbedürftige und Hülfelehende, daß sie einen Augenblick lang ihr eigenes Lied beinahe vergaß. Und als es sich wieder mit ganzer Gewalt fühlbar machte, wie sie im Wagen der Baronin zu deren Schlosse allein zurückfuhr — die Baronin war bei dem Pfarrer des Dorfes, das sie gemeinschaftlich besucht hatten, abgestiegen, um dessen Abrechnung über von ihr zum Besten Armer und Notleidender gesammelter Gelder in Empfang zu nehmen, — da sagte sie sich, daß die Baronin recht habe, — das Bewußtsein, der Trost und die Stütze Unglücklicher zu sein, könne allein das eigene Weh allgemach künftigen und das Leben einem Weibe, das eine so bittere, schier vernichtende Enttäuschung erlebt habe, wie sie, wieder erträglich und wert machen.

Freilich — was vermochte sie viel zu tun für andre! Bejaß sie doch jetzt so gut als gar kein Vergnügen, — da auch der Rest ihres kleinen Besitzes ihrem Bruder zur Beendigung seiner Studien unbedingt notwendig war! Dieses schmerzliche Bedenken hatte sie auch schon der Baronin kundgegeben, diese aber darin keinen Anstoß gefunden. Sie könne ja ihre Schülfin bleiben, solange sie wolle, und wenn sie durchaus nicht wieder die Lust in sich erwachen fühlen sollte, in die Welt zurückzukehren, nun, so könne sie ja in der unter dem Namen Bethanien bekannten und in der protestantisch christlichen Welt hochgerühmten Gesellschaft der Diakonissinnen eintreten. Darin werde ihr Herz sicher Ruhe, ihr Drang zu helfen und zu beglücken, Befriedigung finden.

Heute nach ihrem ersten Samaritergange meinte sie zu empfinden, daß dies in der That ihr wahrer Beruf sei, — was sollte sie auch noch anders in der Welt tun, was besseres tun können.

Am selben Abende noch vertraute sie der Baronin an, sie sei zu dem Entschlusse gekommen, um Aufnahme in eine Diakonissenanstalt zu werben, und erbat sich deren Zusage beim Konsistorialrat, welcher versprochen hatte, am nächsten Tage wieder auf dem Gute zu einem kurzen Besuche einzutreffen.

Gegen Abend dieses Tages traf denn auch der hochwürdigste Herr wirklich ein. Als er von Friedas Entschlusse hörte, wiegte er ernst und bedenklich sein mächtiges Haupt.

„Lassen Sie sich noch Zeit zur Prüfung, mein Kind,“ sagte er mild. „Es ist nicht nur ein schöner, sondern auch ein sehr schwerer Beruf, den Sie sich da erwählen würden. Jetzt sind Sie noch ungemein angegriffen, ihre Gesundheit erscheint nicht gefestigt genug, — kräftigen Sie sich erst wieder völlig und dann entschließen Sie sich. Auf meine Unterstützung, meine Zusage können Sie immerdar rechnen, — also überlegen Sie sich nicht — —“

Er legte wie beruhigend und segnend die Hand auf ihr Haupt und schaute ihr mit seinen großen Augen tief in die ihren, so daß sie leise errötend, — sie konnte sich keine Rücksicht geben, weshalb sie errötete, den Blick senkte.

Der Konsistorialrat blieb zum Abendessen da — er wollte erst tief in der Nacht fort, um auf einer nicht allzuweit entfernten liegenden Kreuzungsstation der Eisenbahn den Anschluß an einen Schnellzug nach B... zu erreichen.

Die Baronin hatte für ein ausgejucht elegantes Diner gesorgt. Auf die Küche verwandte die fromme Dame überhaupt sehr viel Sorgfalt und Geld, und heute zierte eine wahre Musterrammlung der feinsten Delikatessen, von denen Frieda zum Teil nicht einmal den Namen kannte, die Tafel.

Auch mehrere kostbare Weine wurden aufgetragen. Der Konsistorialrat ließ sich alles mit der ihm eignen Ruhe und Würde schmecken, ohne daß man Grund zu der Vermutung erhielt, er mache sich aus diesen höchst materiellen Genüssen irgend etwas.

Die Baronin nötigte Frieda auf das eifrigste, von allem zu genießen, sie müsse sich kräftigen, stärken zu dem herrlichen Beise, dem sie sich weihen wolle, — das hätte ja Hochwürden selbst gesagt. Auch den Wein dürfe sie nicht verschmähen, das sei das beste Belebungsmittel für ein angegriffenes und erschüttertes Nervensystem. Der Konsistorialrat bestätigte das und meinte, nicht umsonst werde der edle Rotwein beim Abendmahl als das Blut des Heilandes dargereicht, — der Wein sei, weise genossen, in der Tat eine Gottesgabe, welche zur Entseufung

der besten Geisteskräfte, die Gott der Herr den Menschen gegeben, gar viel beitrage, gewissermaßen ein geweihter Schlüssel zu dem oft recht fest verschlossenen Schatzkästlein der gotteingehauchten menschlichen Seele. Und bei wenig anderen Mitteln des Genusses sei so offenbar, wie sie dem Weisen und Guten zum Segen, den Törichten und Bösen dagegen zum Verderben gereichen, als beim Weine.

Er ließ sein herrliches Kristallglas leise an das ihre klingen. „Auf daß Sie, — mein liebes Kind! — der Himmel den rechten Weg zum Glücke und Heile führe. Erinnern Sie sich stets, daß der Mensch aus eigener Kraft nichts vermag. Sie hatten — wie Sie glaubten — zu Ihrem Glücke gewählt und Sie selbst den Lebenspfad vorgezeichnet, da hat Sie bitteres Ungemach erkennen gelehrt, daß es eitel Sand war, worauf Sie gebaut. Fürderhin überlassen Sie sich frommen Herzens den Zügungen des Himmels — der Mensch — das Weib zumal — ist zum Dulden geboren. Des Geschickes Strom läßt den zerbrechlichen Kahn jenes wie Glas an den Felsen des Unglücks erschellen, der ihm widerstrebt, aber er trägt den sanft in den Hafen des Friedens, der sich demütig von ihm leiten und führen läßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Phönixpark bei Dublin, in welchem die zwei englischen Staatssekretäre (Minister) für Irland am 6. Mai d. J. ermordet wurden, ist eine der schönsten Promenaden in Europa. Er ist sehr geschmackvoll angelegt, hat einen Umfang von 7 englischen Meilen und zeichnet sich durch den prachtvollen Baumschlag aus, der auf unserem Erdteil kaum seines Gleichen finden dürfte. Vom Golfstrom umspült, feucht und mild das ganze Jahr hindurch, mit geringerem Unterschied der Winter- und Sommertemperatur, als irgend ein anderes europäisches Land ihn hat, erfreut sich Irland einer strotzenden Vegetation, welche ihm mit Recht den Namen „Smaragdinsel“ eingebracht hat. Solche üppige Wiesen, Bäume mit solch saftgrünen Blättern sieht man nirgends sonst.

Im Phönixpark befindet sich ein zoologischer Garten, sowie mehrere — allerdings nicht sonderlich schöne — Denkmäler und öffentliche Bauten; unter letzteren der Palast des Vicereönigs, in dessen unmittelbarer Nähe der Mord verübt wurde. Der Vicereönig war sogar selber ein Augenzeuge, glaubte jedoch — gleich anderen Augenzeugen — es handle sich nur um eine Prügelei zwischen Betrunknen.

Der Name Phönix-Park hat beiläufig mit dem bekannten mythischen Vogel nichts zu tun, sondern stammt aus dem celtischen und heißt: von einer eisenhaltigen Quelle, die dort fließt, Park des klaren Wassers: non-niske, oder zusammengezogen = Finnisk, was dem im englischen finix ausgesprochenen Wort Phoenix fast gleichlautet.

Napoleon als Orthograph. Daß Bonaparte (Napoleon I.) noch, als er Konsul wurde, nicht orthographisch schreiben konnte, ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß er auch als Kaiser, trotz aller Anstrengungen nicht in die einfachsten Geheimnisse der Rechtschreiblehre einzudringen vermochte. In Rouen befindet sich ein von Napoleon geschriebener Brief, der von Dr. M. D'Neara 1818 zwischen den Schuhsohlen nach Europa gebracht wurde. Der an den Prinzen Eugen gerichtete Brief, dessen Authentizität durch Marshall Bertrand ausdrücklich bestätigt wird, enthält am Schluß folgende Stelle: S'il voia ma bonne Louise, je la prie de lui per metre, qu'il baise sa main.

Napoleon.
de 26. juillet 1818.
Zu Deutsch: Wenn er meine gute Luise — die Kaiserin — sieht, bitte ich sie, ihm zu erlauben, daß er ihr die Hand küsse. Statt voia muß es heißen voit — ein so großer Schreibfehler, wie im Deutschen etwa ein Weiser statt ein Weiser, und obendrein ein grober grammatikalischer Fehler, insofern die erste Person des Zeitworts mit der dritten verwechselt ist. Einen Schuljungen, der diese Leistung verübt hätte, wäre vom Lehrer das Heft um die Ohren geschlagen worden. Napoleon dachte aber jedenfalls, er stehe gleich jenem deutschen Kaiser von ehemals über der Grammatik (und Orthographie).

Die Mayahandschrift. (Illustration s. S. 483.) Als die Spanier die Küsten des festen Amerikas erreichten, war ihr Erstaunen nicht gering, Böttern zu begegnen, welche hochentwickelte Kulturverhältnisse aufwiesen, aus welchen selbst die Weissen, und besonders die Weissen der damaligen Zeit, noch manches lernen konnten. Besonders war es das Gebiet des jetzigen Mexiko, auf welchem ein Kulturvolk neben dem andern wohnte, und wenn auch christlicher Fanatismus diese Kultur und die meisten Denkmäler derselben zerstörte, so sind doch noch Spuren derselben übrig geblieben, welche auf die Geistesentwicklung jener Völker schließen lassen.

Es ist die Frage aufgetaucht, ob diese altamerikanische Kultur und ihre Träger in Amerika selbst durch natürliche Entwicklung entstanden sind. Vor 20 Jahren noch glaubte man daran, während sich jetzt allgemein die Ansicht Bahn gebrochen hat, daß die amerikanischen Völkerschaften entweder über den großen Ocean von China und Japan her herübergekommen sind, oder daß sie vom Norden her, nämlich von Asien aus über die Behringstraße diesen Kontinent bevölkert haben. In den Sagen — den ältesten Geschichtsüberlieferungen der Völker — der Azteken wird denn auch immer wieder auf ihre Herkunft vom Norden hingewiesen, und in einer derselben, die aber nicht bei den Mexikanern, sondern bei den Chiapaneken, einem Kulturvolk Centralamerikas, gefunden ward, wird sogar der Name Wodan genannt, der ja auch in der germanischen Götterlehre eine Rolle spielt. Ja die Ähnlichkeit geht noch weiter. Unser jetziger Mittwoch, in frühester Zeit der Hauptfeiertag der alten Sachsen, war dem Wodan oder Odin geweiht und hieß nach diesem Wodanesdag, ein Name, der sich in der englischen Bezeichnung des Mittwoch (Wednesday) noch erhalten hat. Auch bei den Eingebornen von Chiapa ging dieser Name in den Kalender über, und sie nannten nach Wodan sowohl einen Tag ihres zwanzigtägigen Monats, als auch eine ihrer fünfzügigen Wochen.

Neben den Azteken sind es besonders die Maya, welche ihrer hochentwickeltesten Kultur halber unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Dieselben hatten in Yucatan, dem südlichen Mexiko und in Guatemala ihre Wohnsitze. Allein auf der Halbinsel Yucatan fand der amerikanische Altertumsforscher John L. Steffens nicht weniger als 44 Ruinenstädte, die bisher vollständig unbekannt waren. Die bedeutendsten Ueberreste der yucatanischen Kultur sind in Uxmal zu finden, wo sich ein kolossaler Pyramidenbau erhebt. Zur Zeit, als die Spanier zuerst im Namen des Christentums hierher Tod und Zerstörung brachten, war Yucatan von Straßen durchzogen, welche etwa einen Meter über den Boden emporragt und aus Steinen aufgeführt waren. Verbunden waren diese Steine durch einen Mörtel, dessen Zusammenfügung die Indianer als Geheimnis mit in's Grab genommen haben. Heute sind diese Kunststraßen von der tropischen Vegetation überwuchert, und mit der Art in der Hand muß heute der Wanderer sich den Durchgang erzwingen, wo, ehe die „Civilisation“ durch Spanien dorthin getragen wurde, künstliche Straßen den freien Verkehr ermöglichten.

Auf den Plateaux der Pyramiden erheben sich gewöhnlich die dem Sonnengott geweihten Tempel, zu welchen man über hohe Stufen hinaufstieg. Diese Tempel waren aus Steinplatten erbaut und zum Teil mit hieratischen Schriftzeichen bedeckt. Die Form der yucatanischen Denkmäler ist meistens ein regelmäßiges Viereck, und sind nur sehr wenig Rundbauten vorhanden. Unter diesen ist ein Grabmal in Mayapan, der alten Indianerhauptstadt des Landes, zu nennen. Mayapan war übrigens schon vor Ankunft der Spanier in Yucatan durch aufständische Vasallen, die sich gegen den Oberherrn empört hatten, erobert und zerstört worden. Dies soll im Jahre 1420, nach Berechnungen der Indianer 270 Jahre nach Erbauung der Stadt, geschehen sein. Die Maya hatten eine eigene Sprache, die auf der ganzen Halbinsel gesprochen wurde und von der der umliegenden Völkerschaften wesentlich verschieden war. Selbst zu einer eigenen Schrift hatte sich dieses Kulturvolk emporgeschwungen, und wenn uns nur sehr wenige Ueberbleibsel der Mayaliteratur überliefert sind, so danken wir das dem Fanatismus der spanischen Mönche, die diese Schriftstücke als „heidnisch“ vernichteten. Doch hat Diego de Landa, der von 1573—79 Bischof von Merida, dem

jezigen Hauptort Yucatan's, war, ein Alphabet und zwei Wörter dieser Schrift überliefert. Dieses Alphabet ist zwar mangelhaft, es bietet aber einen Anhalt, die drei Mayamanuskripte, die wie durch ein Wunder der allgemeinen Zerstörung entgingen, zu entziffern. Die betreffenden Manuskripte befinden sich in der pariser Nationalbibliothek, in Madrid und in der Königl. Bibliothek zu Dresden, aus welcher letzterer wir heute die Abbildung eines Blattes unseren Lesern vorführen. Die Maya's hatten dieselbe Zeiteinteilung, wie die Mexikaner, indes sind die Namen und Zeichen der Zeiten ganz verschieden. Der Tag bestand aus 13 Stunden; 20 Tage bildeten einen Monat, deren 18 ein Jahr bildeten. Letzteres begann mit dem 21. Februar unserer Zeitrechnung. Auch Zeichnungen, hieroglyphische Bilder auf Stein, sind von den Maya's auf uns gekommen, doch ist leider der Schlüssel zur Lösung dieser Inschriften noch nicht wieder aufgefunden worden. Die Mayahandschrift in der dresdner Bibliothek wurde im Jahre 1739 durch den damaligen Bibliothekar der dresdner Bibliothek, Johann Christian Göze, in Wien aufgefunden, wo er dieselbe bei einer Privatperson entdeckte und sie als sonst unbekanntes Schriftstück leicht umsonst erhielt. Er glaubt, daß sie aus der Hinterlassenschaft eines Spaniers herrühre, der sie entweder selbst, oder durch seine Vorfahren aus Amerika erhalten habe. Die Handschrift besteht aus 74 Seiten; von dem Stoff, der sie trägt, behauptet Alex. v. Humboldt, der die Schrift untersuchte, daß er aus der Pflanze Metl (Agave-mexicana) bestehe. Die Blätter sind mit einem kalkartigen Ueberzug versehen, der als Schreibgrund dient. Die Höhe jedes Blattes ist 0,295 und die Breite 0,085 Meter. Das ganze Manuskript enthält 39 Blätter, die größtenteils auf beiden Seiten bemalt und beschrieben sind.

Der von uns schon erwähnte Hieroglyphenschlüssel zur Mayaschrift, den der Bischof Landa hinterließ, wurde erst im Jahre 1863 in Madrid aufgefunden, und hierdurch nun Gelegenheit gegeben, an ein Entziffern der vorhandenen Manuskripte zu gehen. Professor Leon de Rosny hat sich besonders hierin Verdienste erworben. Derselbe wies nach, daß die Grundzahl der Mayaschrift die 20 sei, die wieder in 4 Unterabteilungen von je fünf zerlegt wurde. „Jede 5 wird durch einen gewöhnlichen horizontalen Strich bezeichnet, zwei Striche bedeuten 10, drei 15, vier 20. Dazugefügt werden unter oder über den Strichen die überflüssigen Einheiten durch Punkte.“ Die von uns gegebene Abbildung zeigt in allen drei Abteilungen solche Zahlzeichen; z. B. im mittleren Felde die Zahlen: 1, 13, 11, 6 und 8.

Die Handschriften enthalten nach Rosny etwa 700 Zeichen, von denen Diego de Landa nur 71 wiedergab.

Eine vollständige Entzifferung dieser Uebersetzung einer durch christlichen Fanatismus zerstörten Literatur ist bisher leider nicht gelungen. Schl.

Handel und Verkehr.

Die Kohlenausfuhr Englands ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen, obgleich in Deutschland, Oesterreich, Rußland und Ungarn während derselben Zeit bedeutend mehr Kohlen gefördert wurden, als vorher. 1877 führte England 15,4 Millionen Tonnen, 1880 18,7 Millionen aus. Der englische Absatz nach Frankreich ist von 79 bis 80 auf 3,7 Millionen Tonnen, 374 000 mehr als im Vorjahre gestiegen, der nach Rußland auf 1,5 Millionen, 247 000 mehr, der nach Deutschland auf 2,24 Millionen, 174 000 mehr als 1879. In Preisen ist jedoch die englische Kohle durch die auswärtige Produktion seit 1876 um 15 bis 20 Prozent hinabgedrückt worden. xz.

Der gesammte Handel Amerikas mit dem Auslande betrug nach den Mitteilungen des statistischen Bureaus zu New-York im letzten Fiskaljahre, vom 1. Juli 1880 bis 1. Juli 1881, mehr als 1500 Millionen Dollars, davon wurden exportirt Waaren für mehr als 902 Millionen. Der Export umfaßte hauptsächlich Brotstoffe, Fleisch, Vieh, Baumwolle, Mineralsalz, Tabak, Holz und Holzwaaren, Eisen und Stahl u. s. w.; der Import dagegen bestand vorzüglich in Zuder, Melasse, Kaffee, Tee, Eisen- und Stahlfabrikaten, Seiden- und Wollstoffen, Chemikalien zc. An Fleisch und Fleischpräparaten nach dem deutschen Zollgebiete betrug der Export Amerikas 1880 463 384 Zentner frisches und zubereitetes Fleisch, Schinken, Speck und Würste, im Werte von 20 853 000 Mark; 1,042 018 Zentner Schmalz im Werte von 46 891 000 Mark. Der überseeische Transport der amerikanischen Waare und der für Amerika bestimmten befindet sich zu zweidrittel in den Händen Englands, und Deutschland, Norwegen und Schweden, Italien, Frankreich und Spanien machen beim letzten Drittel der amerikanischen Handelsflotte auch noch ganz erhebliche Konkurrenz. Da nun

im letzten Jahre die Tonnenzahl der amerikanischen Flotte noch gesunken ist, während sich die der übrigen seefahrenden Nationen, insbesondere auch Deutschlands, erheblich gesteigert hat, so erklärte es der Präsident der Vereinigten Staaten in seiner Botschaft für angezeigt, daß der Kongreß den amerikanischen Schiffsbau tunlichst begünstige und namentlich die Errichtung amerikanischer Dampfschiffahrtslinien durch Unterstützungsgelder fördere. xz.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Hamburg. Otto J. Ihr Fall ist so recht ein Beweis dafür, wie schädlich die Quacksalberei unwissender „Naturdoktoren“ werden kann. Sie fühlen sehr häufig „surchtbarsten Durst“, — im übrigen kommen Sie sich selbst ganz gesund vor und können nicht über das mindeste klagen. Statt daß sie nun einfach dem Durst mit dem probatesten Mittel, das man haben kann, nämlich gutem, frischem Trinkwasser zu Leibe gehen, wenden Sie sich an einen Quacksalber, der Ihnen vor zehn Jahren als Barbier bekannt war, inzwischen aber „viele schöne Kuren gemacht haben — soll.“ Flugs beginnt dieser an Ihnen seine schöne Kur. Daß Sie immerfort in sehr warmer, vielleicht auch sehr trodener Temperatur arbeiten, und während der Arbeit gar nichts trinken (!!) ist zwar Ihnen schließlich als die mögliche — sehr naheliegende! — Ursache Ihres „krankhaften“ Durstes aufgefallen, genirt aber den „Doktor“, der vermutlich heute noch ein ehrlicher Kerl wäre, wenn er bei seinem Leisten geblieben, so wenig, daß er Sie sibel drauflos als „Wasserfüchtigen“ (!!!) turirt. Um Ihrer Gesundheit radikal zu Leibe zu gehen, erliest sich das leichtsinnige oder gewissenlose Individuum die nun mit höchster Vorsicht anzuwendende Meerzwiebel zum Medikamente für Sie und schwindelt Ihnen dann mit dreißiger Stirn vor, die Folgen seiner nichts nützigen Meerzwiebelkur, das Leibschneiden und der Abgang von Blut mit dem Harne, sowie der Durchfall, was sich nun alles bei Ihnen einstellt, sei die Heilung. Da sollte die Geduld aufhören und der Staatsanwalt sein Werk beginnen! Jedenfalls jagen Sie den Barbier in der Naturdoktorverkleidung sofort zum Teufel und behandeln Sie sich selbst als Wasserfüchtigen, d. h. als einen, der Sucht nach Wasser hat. Nach acht Tagen berichten Sie uns wieder.

Leipzig. E. F. Sie vermuten jedenfalls mit allem Juge, daß die sehr auffallende unangenehme Veränderung, welche Ihr Knabe an Körper und Geist erlitten hat, seit er die Schule besucht, dieser — der Schule und ihren Lehrern zur Last fällt. Es ist ja garnicht möglich, daß ein zehnjähriger Junge, wenn er Tag für Tag von früh bis Abend entweder in der Schule ist oder mit Schularbeiten beschäftigt ist, psychisch und physisch gesund bleiben kann. Beweisen Sie doch einmal die betreffenden Herren Lehrer und halten Sie Ihnen die Verhandlungen über die Schulfeste auf dem im April 1880 in Berlin stattgehabten Kongreß für Kinderheilkunde vor, wobei die Schulhygienekommission des Kongresses gegen die Schule der Gegenwart die Anklage erhob: 1) das Gehirn der Kinder zu überreizen und dadurch zu einer an Melancholie erinnernden Erkrankung den Grund zu legen, 2) Frühreife zu erzeugen, 3) Blutmangel und Verdauungsstörungen, 4) schlechte Körperhaltung, 5) Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, 6) Ueberfüllung des Gehirns mit unbrauchbarem Lernstoff, 7) Angst vor zu hohen Anforderungen bei den Schulprüfungen, 8) Krankheiten der Harn- und Geschlechtswerkzeuge zu veranlassen. Die Kommission verlangte, daß der Nachmittagsunterricht fortlasse, damit die bisher auf ihn verwendete Zeit für die häuslichen Arbeiten frei werde; ferner, daß mit größter Gewissenhaftigkeit künftighin die Hausarbeiten den Fähigkeiten der Kinder und ihrem Bedürfnisse nach Erholung angepaßt würden; daß die Stunden unmittelbar nach den Malzeiten überhaupt von aller Arbeit verschont, und namentlich nach dem Abendessen keine Geistesarbeit mehr verlangt würde; endlich daß die Ueberbürdung der Kinder mit allerlei Privatstunden, Unterricht in der Musik, in modernen Sprachen zc., wie sie manche Eltern betrieben, aufhöre. Der Kongreß, der hervorragende Fachmänner vereinigte, fühlte sich mit den Anschauungen der Kommission so einverstanden, daß er ihr ausdrücklich seinen Dank votirte, und auch wir bedauern nur, daß dergleichen Verhandlungen bei sehr vielen Lehrern und Schulvorständen hartnäckig verschlossene Ohren finden! Versuchen Sie nur einmal, den betreffenden Herren in Leipzig die geschrien Ohren durch eine höfliche, aber doch nachdrückliche Interpellation zu öffnen.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Der Darwinismus als Weltanschauung. Von C. Fehleisen. — Die Falascha. Eine ethnographische Skizze. (Fort.) — Oedipus und Antigone. (Mit Illustration.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Der Phönixpark. — Napoleon als Ortograph. — Die Mayahandschrift. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die Kohlenausfuhr Englands. — Handel und Verkehr: Der gesammte Handel Amerikas mit dem Auslande. — Ratgeber für Gesundheitspflege.